

Heinrich Pestalozzi 1746-1827 : zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages 1946

Autor(en): **Nägeli, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **225 (1946)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

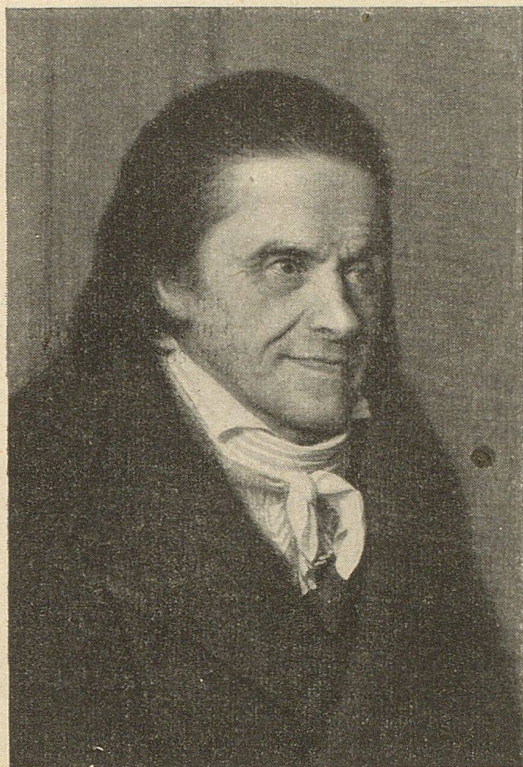
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375267>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nach einem Gemälde von A. Schöner. Ueberlassen von dem Pestalozzianum Zürich.

Als bei der Hundertjahrfeier von Pestalozzis Tod 1927 bedeutende Köpfe aus Kirche, Schule und Wissenschaft, aus dem politischen und wirtschaftlichen Leben, eine berühmte Gesellschaft aus allen Ländern der Erde an den Stätten von Pestalozzis Wirken sich trafen, um dem Genius des Mannes in seinem Vaterlande zu huldigen, da bekam jeder Schweizer, der es noch nicht wußte, aus berufenem Mund zu hören: Pestalozzi ist der größte Mann, den eure Schweiz hervorgebracht hat; von seinem Geiste sind Ströme ausgegangen, die noch heute die Menschheit befruchten. Aber von keinem gilt auch der tiefe Ausspruch Goethes, seines größten Zeitgenossen: Der Lorbeerkrantz ist, wo er dir erscheint, ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Schon in der frühen Jugend fing dieses Leiden an, als der Vater, ein Chirurg, mit 33 Jahren starb und die Gattin mit drei Kindern und einer braven, aufopferungsfähigen Magd in ziemlich beschränkten Verhältnissen zurück ließ. Daß dem am 27. Januar 1746 in Zürich geborenen Knaben die feste männliche Hand des Vaters fehlte, war mitbestimmend für sein Schicksal. Unpraktisch und kindlich sorglos, weltfremd und unvorsichtig wie er war, konnten ihm weder Erfolge noch Mißerfolge innerlich etwas anhaben. Wurde seine

Gutmütigkeit und Wehrlosigkeit von Kameraden mißbraucht, so gab ihm das bloß ein gesteigertes Gefühl seines Wertes, weil er fühlte, daß die andern ihn nötig hatten. Das zeigte sich beim Erdbeben von 1755, als Schüler und Lehrer erschreckt das trachende Schulgebäude verließen. Da hatte er allein den Mut, die zurückgebliebenen Sachen zu holen. Dabei war der begabte, aber unordentliche und verträumte Schüler, „de Heiri Wunderli vo Torlike“, wie ein spöttischer Lehrer ihn nannte, in vielem hellhöriger und helllichtiger als seine sich kluger dünkende Umgebung. Der Gerechtigkeitssinn des Knaben empörte sich, als er bei seinem Onkel, dem Pfarrer von Hönegg, eine „Betteljagd“ erlebte und Bettlerkinder vor dem rohen Zugriff des „Bettelvogtes“ in Sicherheit zu bringen suchte. Der zum Manne Reisende schloß sich einem Kreise von jungen Leuten an, die sich um den Professor J. J. Bodmer, den „Vater der Jünglinge“ scharten. Diese, Patrioten genannt, nahmen sich die großen Staatsmänner des Altertums zum Vorbild, ihre Arbeits- und Vaterlandsliebe, ihre Enthaltensamkeit und ihre Bürgertugenden. Obwohl Söhne der damals bevorrechteten Stadtfamilien, empörten sich die Jünglinge über die Unterdrückung des Landvolkes und die Mißbräuche in der Verwaltung. Allein, da sie, nach dem späteren Urteil Pestalozzis, „ohne genugsame solide Ausbildung der praktischen Kräfte“ blieben, bekamen sie die harte Hand der damaligen Regenten zu spüren, und viele der unvorsichtigen Idealisten verscherzten sich damit die Aussichten auf eine erfolgreiche öffentliche Laufbahn. Zu ihnen zählte auch Pestalozzi. Er litt schwer unter der Verständnislosigkeit der Reichen gegenüber den Armen; er wollte diesen helfen, zu einem menschenwürdigen Leben aufzusteigen. Damals weckte Rousseau mit seinem Rufe „Zurück zur Natur!“ mit seiner Forderung der Gleichberechtigung der Menschen die Geister. Pestalozzi entschloß sich, Bauer zu werden, um der Natur und dem arbeitenden Volke näher zu sein. Er vermählte sich mit der einige Jahre älteren Anna Schultheß nach langem Kampfe der beiden mit den Eltern der Braut. „Schmerz überschattete diese Liebe, als sie aufkeimte, und Schmerz ist über ihr geblieben.“ Er kaufte mit dem Gelde der Verwandten seiner Frau ein Gut bei Birr, das er Neuhof nannte, eine Unternehmung, die nach kurzen, hoffnungsvollen Anfängen infolge der geschäftlichen Untüchtigkeit des Besitzers Schiffbruch erlitt. Nach dem Verzicht auf die „Entreprise“ wollte Pestalozzi eine Anstalt zur Erziehung verwahrloster Kinder gründen und wandte sich an den edlen Menschenfreund Isaak Iselin in Basel. Landbau und Industrie, so war der Plan, hatten der sittlichen Erziehung zu dienen; denn „Arbeit ist die Grundlage eines menschenwürdigen Lebens“. Der Arme muß lernen, sich selbst zu helfen, er muß „zur Armut erzogen werden“, Almosen verderben ihn, weil sie ihm das Gefühl der Würde rauben. Hundert Unglückliche gehen verloren, weil sie niemand zum Gefühl dessen, was sie sind, emporhebt. Die Anstalt sollte sich durch

die in ihr geleistete Arbeit selbst erhalten. Es war für Pestalozzi und seine Gattin niedererschmetternd, als auch dieser Versuch fehlschlug und die Anstalt 1780 geschlossen werden mußte.

„Verlassen, einsam, verschleucht, zurückgezogen“, lebte Pestalozzi fortan auf dem Neuhof, dessen Felder er verpachtet hatte, und mußte sich und die Seinigen oft kaum vor Hunger und Kälte zu schützen, während in seinem Kopfe neue, umwälzende Ideen sich drängten, gärten und nach Ausdruck rangen. Kein Wunder, wenn seine Freunde ihm rieten, die Feder zu ergreifen und als Schriftsteller vor die Öffentlichkeit zu treten. Und was er schrieb, leuchtete und zündete. Pestalozzi war überzeugt von dem Einmaligen und Heiligen eines jeden Menschenlebens. Leben zu lernen ist der Endzweck aller Erziehung. Das „natürlich Eigentümliche“, das im Menschen liegt, muß der Erzieher herausholen und entwickeln. Das rein Menschliche in uns ist aber dasjenige, wodurch wir der Familie angehören. Die Wohnstube ist der heilige Ort, der Nährboden, in dem die junge Menschenpflanze sich entwickeln muß, und die Mutter die gegebene Erzieherin. Durch die Liebe der Mutter erfährt das Kind die Liebe Gottes; denn „Gott ist nur durch den Menschen ein Gott der Menschen“ lautet ein tiefes Wort. Gott ist die nächste Beziehung der Menschheit. Immer wieder hebt Pestalozzi den Segen der Familiengemeinschaft hervor. Von der Wohnstube aus beleuchtet der Einsiedler vom Neuhof alle Fragen der menschlichen Gesellschaft überhaupt und deckt schonungslos, zu einer Zeit, da dies noch den Kopf kosten konnte, die politischen und sozialen Mißstände seiner Zeit auf. Die sog. Gerechtigkeit des damaligen Polizeistaates begnügte sich damit, die verbrecherischen Folgen solcher Übelstände mit barbarischer Strenge zu bestrafen, ohne an die Wurzel des Übels zu rühren. „Es ist eine Schande, man läßt alles Unkraut wachsen, bis es erstarrt; dann wühlt man mit der Gerechtigkeit unter dem verheerten Volk, wie die wilde Sau im Korn, und meint noch mit dieser Schnorrenarbeit die höchste Weisheit der bürgerlichen Gesetzgebung erreicht zu haben.“ Solange wir die Übel bestehen lassen, sind wir alle mitschuldig an den Verbrechen, die daraus entstehen, und wir müssen mithelfen, diese Schuld durch eine die Gemeinschaft vertiefende und erwärmende Liebe zu überwinden. Wiederum ist es die Wohnstube, in der der Mensch seine Selbstsucht bekämpfen lernt, in der er zu sittlichem Bewußtsein erwacht und die ihm auferlegten Pflichten kennen lernen muß. „Der Weg zum Himmel ist die Erfüllung der Pflichten, und das Todbett ist die Vollendung dieser Erdenpflichten.“ Die mit der fortschreitenden Zivilisation immer komplizierter werdenden Verhältnisse bringen es mit sich, daß eine spezialisierte, immer größere Anforderungen stellende Berufs- und Ständeausbildung das natürliche Gleichgewicht des Lebens stört, die Menschen einander und sich selbst entfremdet; die aufkommende Fabrikarbeit droht sie zu verkümmern. Umso mehr gilt es für das zu kämpfen, was den Menschen zum Menschen macht. Wo Fabrikerehend einkehrt, liegt die Schuld nicht an den Fabriken, sondern an den Menschen, an den Unternehmern, den Arbeitern und

den Regierenden. Auch hier vermag nur die bessere Erziehung und Bildung einen Ausgleich herzustellen und hat die Verbesserung nicht durch äußere Mittel, sondern von innen heraus zu erfolgen. Aus eigener Kraft soll sich der Mensch zur Freiheit und Selbständigkeit emporarbeiten; aber man muß in ihm diese Kraft wecken und ihr den Weg zeigen. Darum war Pestalozzi auch dafür, daß sich die Bauern mit eigenen Mitteln von den damaligen Feudallasten lösten, darum ist es in „Eiuhard und Gertrud“ eine einfache Maurersfrau, die einen neuen Geist in die Familien des zerrütteten Dorfes bringt, und die Aufgabe der Regierung, hier vertreten durch den Landvogt Arner, beschränkt sich darauf, die guten, aufbauenden Bestrebungen mit ihrer Macht zu unterstützen und zu fördern, die bösen, zerstörenden zu unterdrücken. Darum wunderte sich Pestalozzi auch nicht, als der gewaltsame Umsturz der Französischen Revolution in die Schreckensherrschaft ausartete und in den Despotismus eines Napoleon mündete, weil eben die Grundlagen einer sittlichen Erneuerung gefehlt hatten. „Der Geist der Revolution muß verschwinden, aber auch der letzte Schatten des Unrechts, das sie hervorgebracht hat.“ *Eiuhard und Gertrud*, 1781, 8 Jahre vor dem Ausbruch der Revolution erschienen, dieses hohe Lied der Familienmutter, diese ergreifende, schlichte Erzählung von einer Familien- und Dorfgemeinschaft, die mutig den Kampf gegen Verlotterung und Verumpfung aufnimmt, erhob den mißachteten und verkannten Verfasser mit einem Schlag zum berühmten Mann von europäischem Ruf. Möchte auch heute noch dieses herrliche Buch von jeder Mutter, von jedem Vater, überhaupt von allen, welche die unmittelbare Verantwortung für Mitmenschen tragen, studiert und beherzigt werden.

Durch die Verbreitung von Ideen in Schrift und Buch allein zu wirken, konnte nicht Pestalozzis Ziel sein. Es drängte ihn, das als richtig Erkannte auf konkreter Grundlage praktisch auszuüben. Er brauchte lebendige junge Menschen um sich, arme und liebebedürftige Kinder, denen er Vater sein konnte. „Ich will Schulmeister werden!“ Inzwischen war der politische Umschwung auch in der Schweiz erfolgt, freilich erst unter dem Druck der französischen Bajonnette. In der neuen helvetischen Regierung saßen jedoch Männer wie *Kengger* und *Stapfer*, denen es nicht an hohem Verantwortungsgefühl fehlte. Nach dem blutigen Überfall auf Nidwalden erhielt Pestalozzi den Auftrag, in *Stans* ein Waisenhaus für die verwahrlosten, um Eltern, Hab und Gut gekommenen Kinder einzurichten und zu leiten. Für Pestalozzi bedeutete dies eine Aufforderung des Schicksals zu seiner eigentlichen Berufung, Kinder zu erziehen und zu unterrichten. Gegen Widerstände von innen und außen, gegen Mißtrauen und Abneigung hatte er zu kämpfen und vermochte ihnen nichts anderes entgegenzusetzen als die allergrößte Selbstlosigkeit und Liebe. So fand er den Weg zu den Herzen der Kinder. „Ihre Stimmung war nicht die der Lernenden, es war die Stimmung aus dem Schlaf erweckter, unbekannter Kräfte und ein Geist und Herz erhebendes Gefühl, wohin diese Kräfte sie führen könnten und führen werden.“ Er war den Kindern

„alles in allem“. Sie waren außer der Welt, außer Stans, sie waren bei mir und ich war bei ihnen; ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich. Ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen, sie wollten es so.“

Gerade, als er den ersten schönen Erfolg sah, löste ein Befehl der Regierung die Anstalt auf, weil in den Räumen des alten Klosters ein Lazarett eingerichtet werden sollte. Ein neuer furchtbarer Schlag für den infolge Überanstrengung in seiner Gesundheit schwer angegriffenen Menschenfreund. Der Genesende fand in Burgdorf ein neues Arbeitsfeld, zuerst freilich auf niederster Stufe, in einer Hintersäpfschule. Aber durch die Vermittlung des hochgesinnten Stapfer erhielt er bald darauf das Recht, in den Räumen des alten Schlosses eine Erziehungsanstalt einzurichten, mit der ein helvetisches Lehrerseminar verbunden werden sollte. Hier in Burgdorf fand er seinen ersten Mitarbeiter in dem Appenzeller Hermann Krüsi, der mit armen Kindern von Gais nach Burgdorf gekommen war; später gesellten sich ihm ein anderer Appenzeller, der geistvolle Theologe Johannes Niederer, der Schwabe Buß, der Borarlberger Joseph Schmid, ein vorzüglicher Mathematiklehrer und andere zu, die den Meister nicht bloß in der Schularbeit – er zeigte sich auch hier mitunter rührend unpraktisch – unterstützten, sondern ihm auch in der Ausarbeitung seiner Methode halfen, deren Grundsätze in der Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ niedergelegt sind und in den „Elementarbüchern“ ausgeführt wurden. Pestalozzi wollte den Unterricht „psychologisieren“, d. h. vollständig der Entwicklung der kindlichen Seele anpassen. Das Kind weiß nur das wirklich, was es nicht äußerlich angelehrt, sondern innerlich erarbeitet hat. Darum muß der Aufbau des Unterrichts von den Elementen der Anschauung her erfolgen und das sind: Zahl, Form und Sprache. Oft wurde Pestalozzi zum Vorwurf gemacht, seine Methode befördere eine einseitige Verstandesausbildung. Das mag daher kommen, daß eben nur die Verstandesausbildung sich methodisch restlos bewältigen läßt, was Pestalozzi immer geplagt hat. Denn für ihn stand immerfort die sittliche und religiöse Erziehung im Vordergrund. „Wenn der Mensch geboren wird, ist das Tier fertig; seine Menschlichkeit zu bilden, ist Aufgabe der Erziehung.“ Und wieder ist es die Mutter, der das Heiligste anvertraut wird. „Mutter! Mutter! Du zeigtest mir Gott in deinen Befehlen, und ich fand ihn in meinem Gehorsam!“ Vorbild und Nachahmung, die Grundsätze alter benediktinischer Erziehung, das vorgelebte Handeln vermögen das Kind zur Überwindung der Selbstsucht zu bringen.

Pestalozzi war hochgemut. Von weit her kamen die Besucher, um die neue Unterrichtsart kennen zu lernen und zu studieren. Das ganze Jahrhundert vorher hatte

sich mit Erziehungsfragen beschäftigt. Pestalozzi schien die Krönung aller dieser Bemühungen zu sein. Allzu sehr hatte man sich früher nur um die Erziehung der Kinder „besserer“ Stände gekümmert, auch Rousseau hatte in seinem „Emil“ keine Ausnahme gemacht, Pestalozzi wollte der Erzieher der Armen sein. Er hoffte damals den mächtigsten Mann seiner Zeit, Bonaparte, für seine Pläne zu gewinnen, als er mit der sog. Consulta, die mit dem Ersten Consul die Gestaltung der schweizerischen Verfassung zu besprechen hatte, nach Paris reiste. Allein der allgewaltige Korse ließ ihn bedauern, daß er keine Zeit habe, sich mit Schulmeistern und dem Abc zu befassen. Bald genug sollte Pestalozzi in „Buonaparte“, für den die Menschen nur Mittel zum Zweck waren, seinen Widersacher erblicken. Für ihn stand nicht der Staat, sondern der Mensch im Mittelpunkt. In freier Wechselwirkung der Kräfte erblickte er das Wesen eines demokratischen Freistaates, mochten sie sich auch aneinander reiben und bekämpfen. Darum wehrte er sich leidenschaftlich gegen jeden Totalitätsanspruch, wo der Staat alles, der Einzelne nichts mehr bedeutet. Auf dem Persönlichkeitswert der freien Bürger beruht der Wert des Vaterlandes, seine Stärke und seine Größe. Wird die Persönlichkeit vergewaltigt, dann sinkt das Volk zur blinden Masse herab, in der jedes sittliche Bewußtsein verloren geht. Diese Masse jubelt dem zu, der die größte Gewalt hat. Die Einordnung des Einzelnen in die Gemeinschaft darf nie um das Opfer der individuellen Existenz erkaufte werden. Die Überwucherung der kollektiven Existenz, die Befahr der Vermassung und Verproletarisierung, des Glaubens an die Quantität, die Anbetung des äußern Erfolges sieht Pestalozzi drohend am Himmel der Zukunft aufsteigen. Ihr will er mit der Volkserziehung, die auch den Armsten erfaßt, und mit einem lebendigen Christentum begegnen, das für ihn nicht nur Lehre, sondern mehr noch Übung des Lebens von Gott her zu Gott hin ist. Die fortschrittliche und selbstgenügsame Zeit um die letzte Jahrhundertwende hat mit einer überlegenen Handbewegung den Politiker Pestalozzi in die historische Kumpelkammer verweisen wollen. Heute, nach den bitteren Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, hören wir aus ihm die Stimme eines mahnenden Propheten. Je mehr wir uns in Pestalozzis Schriften hineinlesen, umso mehr offenbaren sich uns die tiefsten Zusammenhänge in Natur und Menschenleben und schauen wir in Hintergründe, die uns erschrecken.

Die Burgdorferjahre sind die „heroischen Bildungsjahre der schweizerischen Volksschule“. Die Mediationszeit machte ihnen ein jähes Ende. Die darauf folgende unglückliche Verbindung mit Emanuel v. Fellenberg dauerte nur kurze Zeit. Von Burgdorf war die Schule nach Münchenbuchsee verlegt worden und schließlich nach Verdon. Hier erlebte Pestalozzi den höchsten äußeren Glanz seines „Institutes“, das zum Wallfahrtsort der Pädagogen, der Gelehrten und Staatsmänner Europas wurde, dem die vornehmsten Leute ihre Kinder zur Erziehung anvertrauten. So entfremdete sich die Anstalt allerdings dem eigentlichen Zwecke Pestalozzis, dessen Ideal eine Stätte blieb, wo den Armsten der Kinder Heimat und Bildung geboten

mürde. Was aber das letzte Jahrzehnt seines Auf-
enthaltes in Yverdon für den Menschenfreund zum
Martyrium machte, waren neben den zahlreichen An-
griffen auf seine Anstalt, seine Person und sein System
die Zermürnungen unter seinen Mitarbeitern. Sie trugen
den Keim der Zersetzung in das Unternehmen, als es
noch in seiner Blüte stand. Pestalozzi, in geschäftlichen
Dingen Zeit seines Lebens unerfahren und vertrauens-
selig wie ein Kind, geriet immer mehr in die Abhängig-
keit des klugen, berechnenden Schmid, der durch ein-
schneidende Maßnahmen die Anstalt vor dem Zusam-
menbruch rettete, sich aber durch sein herrisches Wesen
verhaßt machte und Pestalozzi seinen ältesten Mit-
arbeitern, Niederer und Krüsi, entfremdete. Als Frau
Anna Pestalozzi, der gute Geist der Anstalt, 1815 77-
jährig starb, brach der Konflikt offen aus. Weiden,
Schmid und Niederer fehlte die Selbstüberwindung
und Demut, die ein großes Werk erfordert, aber auch
der letzte Tiefblick in die geniale Größe des Meisters.
Besonders der sonst verdienstvolle Niederer, von dem
der Pädagoge Hans Georg Nägeli sagte: „Pestalozzi

hat den Funken geschlagen, Niederer hat ihn zur
Flamme entfacht“, ist auf der andern Seite „ein er-
schütterndes Beispiel idealistischer Selbstüberhebung“.
Denn er glaubte, das System retten zu müssen, indem
er dessen Urheber aufs Liebloseste bekämpfte. Von Nie-
derer gilt das Wort: „Und wenn ich mit Engelszungen
redete und hätte der Liebe nicht . . .“

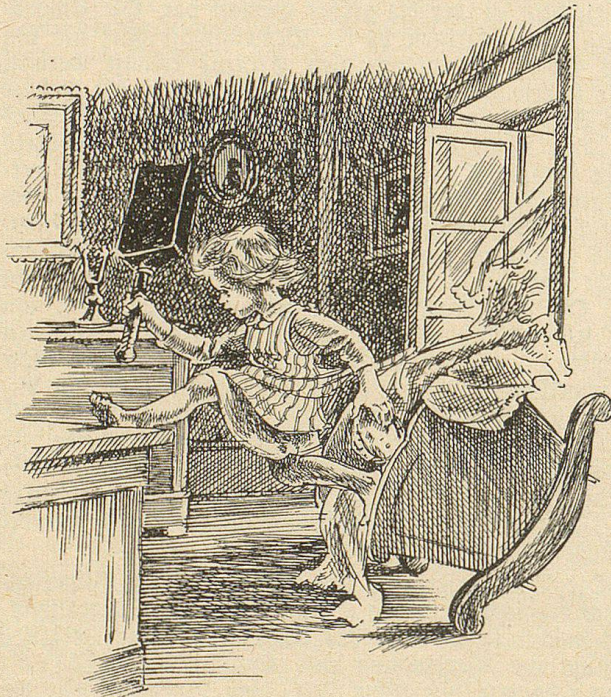
Niederer und Krüsi hatten die Anstalt schon längst
verlassen, als diese sich 1825 auflöste.

Pestalozzi zog, von neuem geschlagen, sich auf den
Neuhof zurück, von dem sein segensreiches Wirken aus-
gegangen war, bis zuletzt seine Lebensarbeit in Wort
und Schrift vor der Mit- und Nachwelt verteidigend.
Die bössartige, von Niederer inspirierte Schmähchrift
Bibers gab dem 81-Jährigen den Todesstoß. Man
brachte den Sterbenden in das Haus eines befreun-
deten Arztes in Brugg. Dort hörte am 17. Februar
1827 das große, edle, liebevolle Herz zu schlagen auf.
Am 19. wurde er beim Schulhaus Birr begraben.

„Alles für andere, für sich nichts“ steht am Schlusse
seiner Grabschrift.

Tell und Geßler in der Kinderstube.

Von Charlotte Barbani, Muraltto-Eugano.



Dies geschah, als ich noch ein „Dreikäsehoch“ war
und wohl zehnmal innert zehn Stunden „es Geschichtli“
verlangte.

Alles Mögliche und Erdentliche hatte man mir schon
erzählt und bei Wiederholungen protestierte ich also-
gleich. Da kam Mutter auf den Gedanken, mir an
Hand von Bildern, die Entstehung der Schweiz zu
erzählen und für einige Zeit genügte dieses Thema
meinem unerfättlichen Geschichtshunger.

Doch ich will ehrlich sein; viel Verständnis hatte ich
für die Heimatgeschichte nicht, was gewiß zu entschul-
digen ist. Wie sollte ich mit fünf Jahren die Worte
„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern –“ ver-
stehen, wo es heute Leute gibt, die mit fünfzig Jahren
sie noch nicht begreifen? Auch fand ich es unerklärlich,
daß sich die Bewohner Altdorfs über die Stange mit
dem Hut ärgerten. Mir schien dieser Federhut gerade
so lustig wie das Huhn und der Salami, die an jeder
Zessiner Fasnacht am albero della cuccagna hängen und
die Burschen zum Klettern verlocken. Vollends unbe-
greiflich dünkte mich die Aufregung der Zuschauer ob
Tells Apfelschuß. „Das chönnt i jo au!“ dachte ich, voll
Größenwahn, wie die modernen Welterneuerer. Was
mir jedoch mächtig Eindruck machte, war Tell's Fahrt
mit Geßler über den sturmtostenden See und seinen
Sprung auf die Felsenplatte. Schauerlich schön fand ich
diese Fahrt. Mutter mußte sie mir nochmals genau um-
schreiben, ja sogar ein drittes Mal, was ganz gegen
meine Gewohnheit war.

Und eines Tages – ich war allein zu Hause, nachdem
ich allerseits versprochen hatte, ruhig zu sein – da galt
es die Zeit auszunützen.

Rasch wurde die Stube ausgeräumt, die Stühle in
den Korridor gestellt, der Teppich zusammengerollt . . .
und leuchtend dehnte sich der Vierwaldstättersee unter
den Strahlen der Zessinersonne aus. Einiges Kopf-
zerbrechen bereitete mir das Fahrzeug. Zuletzt entdeckte
ich das einzig Richtige, und glücklicherweise lag der recht-
mäßige Besitzer nicht darin. Auch die Wiege meines
Brüderchens wurde ausgeräumt, Kissen und Matratze
hinausgeworfen und die schönste Tischdecke, die hand-
gestickte, die nur bei besonderen Anlässen hervorkam,
hineingelegt. Das Schiff eines Landvogts zu schmücken,
war das etwa nicht ein besonderer Anlaß? Der Lina,